

Erscheint jeden
Samstag.

Kostet für 1 Jahr fl. 4
" " 1/2 " fl. 2
Mit Zusendung in loco
halbjährig 20 fr. mehr.

Mit Postversendung:
für 1 Jahr fl. 4. 60
" 1/2 " fl. 2. 30

Siebenbürgische Zeitschrift

für

Handel, Gewerbe und Landwirthschaft.

Inserate aller Art werden in der Buchdruckerei des Josef Drotleff (Fleischergasse Nr. 6), dann in Wien, Hamburg und Frankfurt a. M. von Haasenstein & Vogler aufgenommen.

Verantwortlicher Redacteur:
Peter Josef Frank.

1 Sieb. Kübel = 1 1/2 östr. Megen.
1 " Eimer = 1/5 östr. Eimer.
1 Soch = 1600 Quadrat-Klafter

1 östr. Zentner = 112 Zoll-Pfund.
2 1/2 östr. Pfund = 1 Sta.
1 Pfaster = 9 Neutr. = 40 Para.

Inserats-Preise:

für den Raum einer 3mal gespaltenen Garmondzeile bei einmaliger Einschaltung 5 fr., bei 2maliger 4 fr., bei 3maliger 3 fr., außerdem 30 fr. Stempelgebühr für jede Einschaltung. Größere Inserate nach Tarif billiger.

Man pränumerirt: In Mediasch bei Herrn Joh. Hedrich; in Schäßburg bei Herrn C. J. Habersang, Buchhändler; in Szasz-Regen bei Herrn Johann G. Kinn, Kaufmann; in Mühlbach bei Herrn Sam. Winkler, Lottollettant; in Klausenburg bei Herrn J. Stein, Buchhändler; in Bistritz bei Herrn C. Schell, Lehrer; in Kronstadt bei Herrn Haberl & Hedwig.

Briefe aus Michelsberg

II.

Der Hattert — Grundzerstückelung — Obstbau. —

Der Hattert von Michelsberg ist sehr klein, ungenügend die Bevölkerung zu ernähren, indem die Feldgebiete von Hermannstadt, Heltau und Reschinar fast bis ins Dorf herein reichen. Auch dieser kleine Hattert wird noch zum Theil von dem angrenzenden Reschinar reclamirt, und so fehlt es auch hier, wie andererseits nicht an den üblichen Grenzstreitigkeiten.

Der geringe Grundbesitz, und die damit zusammenhängende Noth des Lebens mögen die Haupttriebfeder gewesen sein, daß der Michelsberger, nicht nur ein sehr nüchternen sondern auch sehr fleißiger Landmann, von jeher darauf bedacht sein mußte, das durch anstrengende Arbeit zu erzeugen, was die Natur hier versagte, und es ist in der That erfreulich zu sehen, wie andauernder Fleiß am Ende auch den unfruchtbaren Boden zwingt, Erträgnisse zu liefern, die man sonst, wo die Natur ihr reiches Füllhorn freigebiger öffnete, kaum für möglich halten würde.

Im Zusammenhang mit dieser Unzulänglichkeit des urbaren Bodens, in Folge dessen die Michelsberger von früher schon auf Hermannstädter und Heltauer Gebiet sich Acker und Wiesen theils pachtweise, theils eigenthümlich erwarben und noch erwerben — steht eine schädliche Grundzerstückelung, wie sie in dieser Ausdehnung kaum in einem zweiten sächsischen Dorfe sich vorfindet. Wohl findet dabei eine um so ängstlichere Ausnützung der kleinen Parzellen statt, die oft nur eine Klafter breit und wenige Klaftern lang sind, aber damit ist auch eine Verschwendung von Arbeitskraft verbunden, die man sonst besser verwerthen könnte, und eine rationellere Benützung des Bodens wird zur Unmöglichkeit. Darum wäre es sehr an der Zeit, mit dieser Grundzerstückelung nicht nur aufzuhören, sondern darauf Bedacht zu nehmen, wie man die Commassirung, wenn auch nur theilweise und im gütlichen Wege des freiwilligen Austausches durchführen könnte.

Der eigentliche Ackerbau ist natürlich geringer; man findet, trotz aller Betriebsamkeit wenig Wirthe, die so viel Körnerfrucht erzeugen, als der eigene Hausbedarf erheischt, dagegen ist aber der Obstbau so ausgedehnt, wie man ihn in keiner gleich großen Gemeinde Siebenbürgens findet. Der Obstbau ist die eigentliche Nahrungsquelle für Michelsberg, indem derselbe eine so hohe Bodenrente abwirft, wie wenig andere Culturen. Es gibt keinen Wirthen in Michelsberg, welcher dem Obstbau nicht obliege, und hiebei wird in und außer dem Dorfe jedes Plätzchen, jeder Winkel nur zu ängstlich benützt, um

Obstbäume zu pflanzen. Am meisten sind Zwetschen, Kirschen und Apfelbäume verbreitet, besonders erstere bilden kleine Wabungen, Birnenbäume sieht man seltener, was wohl daher rühren mag, daß der Boden zu wenig tiefgründig ist.

Auffallend ist es, hier keine Baumschulen zu finden, wohl sah ich, daß Wildlinge in der Schule gezogen werden, aber die Veredlung derselben findet durchgängig auf freiem Felde statt, indem man zuerst den Wildling veredelt, und ihn, wenn er ein Alter von 4 bis 6 Jahren erreicht hat — hochstämmig in den Spalt pflanzt. Andere Veredlungsarten kommen nicht vor; Abwechselung in den Obstsorten ist auch nicht vorhanden. Einen andern Grund für diese Erscheinung gibt es wohl nicht, als die Macht der lieben Gewohnheit.

Ein auffallend schlechtes Aussehen haben die zahllosen Zwetschenbäume, dieselben sind brandig, von Moos und Flechten überdeckt, haben keine entsprechende Krone, und zeigen nirgends ein üppiges Wachstum, so wie frisches, saftiges Aussehen. Und was ist wohl die Hauptursache dieser Erscheinung? Nach meiner Ansicht nur der zu enge Stand derselben. Durchschnittlich stehen die Bäume eine Klafter weit von einander, häufig auch nur drei Schuh weit. Wo soll da Licht und Wärme, das unumgängliche Erforderniß jeden Wachstums ihre belebende Wirkung auf die dichtgedrängten Bäume ausüben?

Dieses zu ängstliche Ausnützenwollen des Bodens ist hier nicht am Plage, weil es unverständlich ist, denn der Boden wird ausgegogen, um Holz — nicht aber Früchte zu erzeugen.

Wollte man die Hälfte der vorhandenen Bäume entfernen und denselben eine Entfernung von einander von mindestens zwei Klaftern geben, gewiß das Erträgniß an Obst wäre ein reichlicheres. Man sieht dieß deutlich an dem üppigeren Aussehen derjenigen Bäume die einen freieren Stand haben.

Häufig bemerkt man auch, daß die Bäume mit trockenem Pferdmist gebängt werden, und dieser Mist ganz offen um den Stamm herum gelegt wird — die Mistgrube ist die Sparcasse des Landmannes, deswegen soll er mit diesem Capitale um so sparsamer umgehen, je weniger er, wie dieß in Michelsberg der Fall ist — davon erzeugen kann. Der steinige Boden von Michelsberg ist ohnehin heiß, was soll da der heiße Pferde-dünger noch nützen? Er nützt nicht, sondern er schadet, denn er erzeugt den Brand der Bäume, der hier so häufig ist. Und dann welche Verschwendung ist es, den Mist unbedeckt zu lassen, ihn der Luft und den heißen Sonnenstrahlen auszusetzen, wodurch alle nährenden Bestandtheile desselben sich verflüchtigen! Man versuche es einmal, anstatt mit trockenem Mist zu düngen, denselben mit Sauche und Wasser zu verdünnen, und ihn in diesem aufgelösten Zustande durch fleißiges Begießen der Bäume, an

die Wurzeln derselben zu bringen. Der Erfolg wird, wenn dabei auch auf die erforderliche Entfernung der Bäume von einander Rücksicht genommen wird — ein erstaunlicher sein. —

Eben so wünschenswerth wäre es, es sollten, außer dem Pfropfen in den Spalt auch die übrigen Veredlungsarten eingebürgert werden, und namentlich sollten, da der Boden hier nicht tiefgründig ist, auch die Quitten als Untersatz verwendet werden, die man hier noch gar nicht anwendet. Ebenso sollten die fleißigen Michelsberger auch darauf Bedacht nehmen, neue schmächtere und darum auch besser lohnende Obstsorten zu kultiviren. Die im vorigen Jahre in Hermannstadt stattgefundene Obstausstellung hätte ihnen einen anregenden Fingerzeig geben können, aber leider wurde diese Ausstellung von den Michelsbergern nicht besucht. Hoffentlich findet auch in diesem Jahre eine solche Ausstellung statt.

Herr Redacteur!

(P.) In Ihrer geschätzten Zeitschrift finde ich in Nr. 27 eine offene Frage, behufs Anstrichbehandlung von Dächern u. und es macht mir Vergnügen, Ihnen meine hierüber gemachten Erfahrungen mittheilen zu können, und bitte, falls Sie diese Angaben für gut befinden, selbe der Oeffentlichkeit übergeben zu wollen.

Das eigentliche Anstrichmaterial ist das bei den Gasanstalten gewonnene Steinkohlentheer, und dürfte das bei der Kronstädter Gasanstalt gewonnene Theer, wo man Gase aus Holz produziert, jenem aus einem Gaswerk, wo man zu diesem Zwecke Steinkohlen verwendet, aus dem Grunde nachstehen, weil dem ersteren die conservirenden Theile aus den Schwefelverbindungen gegen den letzteren wesentlich abgehen.

Ueber Verwendung von rohem Erdöl habe ich keine Erfahrungen, halte aber dasselbe für ein sehr gutes Deckmittel für Holzgegenstände, da es sowohl von chemischer als mechanischer Hinsicht dem Steinkohlentheer ähnlich ist, sogar als Deckmittel in Folge seines Haltes an Erdharz vorzuziehen wäre.

Das Anstreichverfahren ist folgendes:

Man erhitzt den zu verwendenden Theer bis zur Siedhitze aus dem Grunde, daß das mechanisch darin gemischte Wasser abdampfe, theils deswegen, weil der Theer nach Erhitzung dünnflüssig wird, und so angestrichen besser die Poren des Holzes durchdringt.

Das Auftragen auf den hölzernen Gegenstand geschieht in der Art wie mit Oelfarben, jedoch darf da vom Anstreicher an Theer nicht gespart werden und der Arbeiter muß jede Stelle einigemal mit dem Pinsel überfahren damit eine innige Verbindung des Holzes mit der Farbe erfolge. Das anzustreichende Holz selbst muß sich in einem vollkommenen lufttrockenen Zustande befinden, wenn der Anstrich gut werden soll. Nach gehörigem Eintrocknen des ersten Anstrichs in zwei oder drei Tagen wird eine zweite Lage gegeben, und schadet es nichts für diesen zweiten Anstrich einen etwas weniger warmen aus dem Grunde dickflüssigeren Theer zu nehmen, da damit eine vollkommenere Deckung des Holzes bewirkt wird. Dieser zweite Anstrich ist zur Conservirung des Holzes hinlänglich.

Ich sammelte diese Erfahrungen auf einer böhmischen Eisenhütte, wo wir für einmaligen Theeranstrich per Quadratklaster 7 kr. C.-Münze oder jetziger Valuta 12 kr. österreichische Währung zahlten.

Den Cr. Theer zahlten wir franko Hütte pr. 3 fl. und verwendeten per Quadratklaster doppelten Anstrich 4—5 Pfund Theer; es kostete uns demnach eine Quadratklaster Doppelanstrich:

Anstreicherlohn	24	fr. ö. W.
5 Pfund Theer	15	" "
Pinsel & Wärmholz, Kesselabnützung	3	" "

Summe . . . 42 fr. ö. W.

Die Dächeranstriche wurden im Jahre 1860 nach acht Jahren erneuert und befinden sich heute nach vierzehn Jahren

noch in sehr gutem Zustande und dürften noch nach erneuertem Anstrich weitere Dienste leisten.

Der Anstrich von Brückenholz geschah jedes zweite Jahr und conservirt das Holz sowohl gegen Trockensprünge, als auch gegen Fäulniß der Mäuse.

Am besten zu empfehlen ist der Theeranstrich bei hölzernen Wassergerinnen, Gespünten und Wasserrädern, welche letztere gewöhnlich eine Dauer von fünf bis acht Jahren erreichen, bei unserer Hütte nach dreimaligem, erst zweimal heißen dünnen schließlich kalten dicken Anstrich vor ihrer Inbetriebsetzung, aber Heute nach vierzehn Jahren noch arbeiten.

Selbstverständlich muß dieser Anstrich sogleich nach Herstellung der Wasserbauten geschehen, ehe man selbe dem Betrieb mit Wasser übergibt

Der Vortheil des Anstrichs bei Brückenbauten und Gartenzäunen ist offenbar größer als bei Dächern, da man bei ersteren stets genöthigt ist, vielen Holztheilen derselben eine horizontale dem Einfluß der Niederschläge und Hitze mehr ausgesetzte Lage geben zu müssen, während die schiefe Lage der Dächer mehr oder weniger diese Uebelstände selbst mindert.

Der nächste Bezugsort für Steinkohlentheer wäre die Gasanstalt in Temesvar, welche meines Wissens nach Steierdorfer Steinkohlen verarbeitet.

Theer-, Fett-, Oel-, Firnißflecke aus seidnen Stoffen zu bringen. Man befeuchtet ein weißes Tuch mit Terpentindl und bestreicht den Fleck damit so lange bis nichts Unreines mehr an dem Tuche haftet; alsdann streut man weißen pulverisirten Bolus Messerrückendick auf den Fleck, legt Bschpapier darüber und fährt mit einer warmen Platte mehrmals darüber hin. Sollte der Fleck bei der ersten Operation nicht sogleich verschwinden, so muß man das Verfahren noch einmal wiederholen.

Obstflecken aus Atlas und andern Zeugen zu bringen. Man brennt die Knochen von Hammelfüßen gut aus, pulverisirt sie und streut von diesem Pulver auf beide Seiten des Zeuges, wo sich der Flecken befindet. Man läßt dieses Pulver 12 Stunden auf den Flecken liegen. Nach dieser Zeit wird derselbe verschwunden sein. Ist dieß nicht der Fall, so wiederholt man das Verfahren zum zweitenmale und der Flecken wird sicher verschwinden.

Stoffflecken: Wein- oder Obstflecken aus Seiden- oder Leinenzeug zu bringen. Man schabt ein Stück guter Seife und kocht sie mit etwas Regenwasser zu einem steifen Brei, den man auf die Flecken aufträgt und etwas klein geriebene Pottasche darauf streut. Hierauf breitet man den betreffenden Stoff auf einem Rasen aus und läßt ihn 24 Stunden lang liegen. Ist er trocken, so besprengt man ihn mit Regenwasser und wäscht ihn aus. Die Flecken werden verschwunden sein.

Tintenflecken aus Seidenzeug zu bringen. Man befeuchtet den betreffenden Flecken mit starkem Weinessig, bestreut ihn dann mit etwas warmer Buchenholzasche, mit der man den Flecken reibt, und wäscht schließlich mit Seifenwasser aus. Ist die Farbe der Seide zart und findet man nach obigem Versuche, daß dieselbe durch die Säure angegriffen worden, so nimmt man Ochsen-galle, die man mit lauwarmem Wasser mischt und wäscht damit den Flecken nach.

Rothe Weinsflecken aus weißem Tischzeuge zu entfernen. Man wäscht, sobald die Flecken noch frisch sind, mit Kornbranntwein und spült mit Wasser und Seife nach. Die Flecken werden sofort verschwinden.

Weinsflecken aus Tuch zu entfernen. Man kocht $\frac{1}{2}$ Loth präparirten Weinstein in einem Töpfchen mit Wasser und beneßt damit die Flecken unter Hin- und Herreiben.

Verbesserung in der Erzeugung der Wagen-, Maschinen- und Lederschmiere.

Diese Schmiere wird aus nachstehenden Bestandtheilen zusammengesetzt und erzeugt: Es werden circa 25 Pfd. Wasser in einem geräumigen Kessel zum Sieden gebracht, und wenn selbes im stärksten Sud ist, werden demselben zugesetzt, und zwar zuerst 5 Pfund Harz (ordinäres), dann 10 Pfd. Seife (ebenfalls ordinäre) und 10 Pfd. ungelöschter Kalk, sodann tüchtig umgerührt. Nach ein paar Minuten werden noch weiter zugesetzt 10 Pfd. ordinäres Unschlitt, 10 Pfd. Naphta, 10 Pfund Fischthran oder statt dessen Harzöl. Alle diese Materialien werden nun recht durcheinanbergerührt, und unter öfterem Umrühren zwei Stunden im Sieden erhalten. Ist alles wohl gemischt, läßt man das Feuer ausgehen, und wie die Massa zum Erkalten anfängt, wird sie in die dazu bestimmten Gefäße gegeben.

Um nun diese sehr gute Wagenschmiere auch als gute kräftige Lederschmiere benutzen zu können, wird der Kalk und das Harz weggelassen, dagegen aber noch weiter zugesetzt 15 Pfd. Knoppere-Extract, 12 Pfd. ordinäres Wachs, 20 Pfd. destillirte Rannfette und 20 Pfd. Fischthran.

Die Manipulation und Bereitungsweise bleibt dieselbe, nur wird vom Anfange anstatt Harz und Kalk das Wachs und Knoppere zugesetzt.

Man kann aber auch statt des Knoppere-Extractes und des Wachses 25 Pfd. Lohbrühe anwenden.

Die so bereitete Lederschmiere kann aber auch ganz mit allen Materialien der Wagenschmiere gemischt werden, und als solche Schmiere zum Schmieren der Wagenachsen, Maschinenzapfen und des Leders verwendet werden, nur ist im erstern Falle die Lohbrühe und der Knoppere-Extract überflüssig und entbehrlich. Farbe kann dieser Schmiere nach Belieben durch Farbzusatz von Farbaufösungen oder Farbextrakten gegeben werden.

Neu ist das Mischungsverhältniß der verschiedenen Stoffe und der Kalkzusatz.

Verschiedenes.

* (Kronstädter Vorschubverein). Die Statuten desselben wurden höhern Ortes genehmiget; demzufolge demnächst eine konstituierende Generalversammlung dieses Vereines stattfinden soll.

* (Postexpedition in Héviz). In dem Orte Héviz bei Nezs wird eine Postexpedition errichtet, welche sich mit der Aufnahme und Bestellung von Briefen, dann Fahrpostsendungen bis zum Einzelgewichte von 10 Pfund zu befassen hat, und ihre Verbindung mittelst der durchpassirenden fahrenden Botenpost zwischen Nezs und Sárkány erhält.

* (Bier-Forststipendien). Das k. siebenbürgische Landesgubernium wird mit 1. Oktober vier siebenbürgische Jünglinge in die mährisch-schleifische Forstschule zu Aufsee auf Kosten des siebenbürgischen Forstschulfondes entsenden. Von den vier siebenbürgischen Jünglingen werden zwei in den ordentlichen zweijährigen Lehrkurs und zwei in die ebenfalls zweijährige praktische Verwendung entsendet, aus welcher der Uebertritt in den ordentlichen Lehrkurs erfolgt.

Das jährliche Stipendium, woraus das Schulgeld, die Uniform des in den Lehrkurs einzutretenden Kandidaten, die Wohnung nebst allen übrigen Bedürfnissen, mit Einrechnung der Hin- und Rückreise zu bestreiten sind, besteht für Kandidaten des Lehrkurses jährlich in 600 fl., für die in praktische Verwendung tretenden im ersten Jahre 400 fl., im zweiten 350 fl. ö. W.

Bewerber um diese Stellen haben ihre gehdrig gestempelten Gesuche bis längstens 10. August l. J. bei dem k. Gubernium in Klausenburg einzureichen. Den Gesuchen sind folgende Dokumente beizuschließen:

a) Der Name des Bewerbers, dessen Alter zwischen 17 bis 24 Jahren, dessen Religion, Wohnort und Zuständigkeit nach Siebenbürgen.

b) Nachweisung eines sittlichen Betragens, die mit gutem Erfolge absolvirten Untergymnasialklassen oder Unterrealschule. Dies ist um so dringend nöthiger, als die Aufnahme in den Lehrkurs von einer vor der Direktion der Anstalt abzulegenden Prüfung abhängig ist.

c) Gefunde Körperkonstitution und Impfzeugniß.

d) Die Einwilligung der Eltern oder des Vormundes zur Wahl dieses Standes.

e) Die vollkommene Kenntniß der deutschen als Unterrichtssprache.

f) Für diejenigen, die bereits jetzt schon in den ordentlichen Lehrkurs aufgenommen zu werden wünschen, ein Zeugniß darüber, daß der Bewerber bei einem vollkommen gebildeten Forstmann oder sonstigen Sachkundigen ein oder zwei Jahre hindurch mit Erfolg in praktischer Verwendung gestanden ist.

Der zu ernennende Kandidat hat darüber einen Revers vorzulegen, daß er nach Austritt aus der Lehranstalt, wenigstens acht Jahre hindurch in diesem Fache in Siebenbürgen zu dienen sich verpflichtet.

* (Noth in Rußbach.) Aus Rußbach im Burzenlande bringt man in der Kronstädter Zeitung einen traurigen Bericht über den dortigen gänzlichen Mißwachs, welcher arge Noth und Bedrängniß in Aussicht stellt.

* (Ungewöhnliches Mühlrad.) In Draillon (Frankreich, Departement Nieder-Alpen) wurde kürzlich eine Maschine aufgestellt, welche da es unter ziemlich seltenen Bedingungen geschah, eine besondere Erwähnung verdient. Es ist die eine Mahlmühle, die von einer Turbine getrieben wird, welche nur 4,5 öst. Maß Wasser in der Secunde bräucht, und die in der Stunde ungefähr eine Last Getreide mahlen kann. Die Oeffnung, welche das Wasser dem Motor liefert, ist nicht größer als der kleine Finger; sie hat 6,5 Linien Breite und 3 Linien Höhe. Das Wasser wirkt unter einem Druck von 351 öst. Fuß senkrechter Höhe; es dringt mit einer Geschwindigkeit von 146 öst. Fuß in der Secunde, oder 8731 öst. Fuß in der Minute, in den Motor. Auch bringt es beim Abfluß ein scharfes Pfeifen hervor, das man ziemlich weit hört. Es ist einer der höchsten Wasserfälle, wo nicht der höchste in der Industrie angewendete. Es verlohnt sich diese Mühle zu besuchen, und man geräth in Staunen, eine Mahlmühle mit einem Wasserfaden von der Dicke des kleinen Fingers im Gange zu sehen. Die Turbine, von welcher oben die Rede, ist vertical auf eine horizontale Achse gestellt. Sie hat 4,2 öst. Fuß äußern Durchmesser und 3,2 im Innern. Die Schaufeln haben 0,79 Fuß Länge in der Richtung des Radius. Der Motor macht 300 bis 350 Umläufe in der Minute. Diese Geschwindigkeit ist sehr annehmbar, und wird keine außerordentliche Sorgfalt für die Unterhaltung verlangen.

* (Ein Reiterstück.) Ein berühmter Rosskennner, Prof Powers in Kalifornien, wettete, auf Pferden von unermischtem kalifornischen Blute 31,5 öst. Meilen in 8 Stunden zurückzulegen; und gewann die Wette, indem er den Weg in 6 Stunden 43 Minuten machte. Er brauchte dazu 24 Pferde, von denen er keines weiter wie 0,543 Meilen ritt. Als er 27,58 Meilen gemacht hatte, fing er an, schwindelig zu werden, konnte nicht mehr gerade im Sattel sitzen und begann Blut zu spucken. Sofort stiegen die Wetten gegen ihn, bis sie die Summe von 100,000 fl. öst. W. erreichten. Von diesem Augenblicke an wurde Powers wieder kerngesund. Er hatte nämlich das Unwohlsein nur fingirt und selbst das Blutsputten künstlich nachgemacht, um zu Gegenwetten zu verlocken. So gewann der Schalk 100,000 fl. öst. W. und machte sich sogleich anheischig, dieselbe Strecke auf englischen Zuchtpferden in 5 Stunden zurückzulegen; doch Niemand ging auf diese Wette weiter ein.

* (Eine Ringeltaube.) Im Juni 1865 wurde im bairischen Forstrevier Kreuzing eine Ringeltaube geschossen;

welche nicht weniger denn 1702 keimfähige Fichtenfamentörner im Kropfe hatte. Welchen Schaden können daher solche Tauben den Fichtenfaaten zufügen, wenn sie in größeren Zügen kommen.

* (Was ein Maulwurf werth ist.) Seine Gefäßigkeit ist so groß, daß er täglich sein eigenes Gewicht thierischer Nahrung bedarf, während er nie eine pflanzliche Kost anrührt und eher verhungert, als daß er — wie dieß bei gefangenen versucht wurde — die süßesten und saftreichsten Früchte, Wurzeln, Kräuter und dergleichen angriffe. Nehmen wir an, daß das Gewicht von nur 10 ausgewachsenen Engerlingen dem des Maulwurfes gleichkommt, so vertilgt er binnen Monatsfrist 300 bis 3000 Engerlinge verschiedenen Alters, und in 5 Monaten, die wir auf die Jahreszeit rechnen wollen, in der die Engerlinge (vom Mai bis September) Pflanzentwurzeln fressen, deren 1500 bis 15,000.

* (Einfluß der Schlagzeit auf die Dauerhaftigkeit der Hölzer.) Die Dauerhaftigkeit der verschiedenen Holzarten hängt sehr bedeutend von der Zeit ab, in welcher die betreffenden Hölzer geschlagen werden, wie dieß folgende Versuche zur Genüge darthun. Vier Fichtenstämme von gleichem Alter, die auf gleichem Boden in gleicher Lage neben einander gewachsen waren und die Kennzeichen gleicher Gesundheit an sich trugen, wurden zu Ende der Monate December, Januar, Februar und März gefällt. Alle wurden in Balkenstücke von 30" Länge, 9" Breite und 5" Durchmesser sorgfältig behauen und zwar so, daß der Kern in der Mitte blieb. Nachdem die Balken möglichst eingetrocknet waren, wurden sie auf Gerüste gelegt und durch Beschwerung mit Gewichten auf ihre Tragfähigkeit geprüft. Bei den Balken, deren Holz Ende Januar geschlagen, war die Tragfähigkeit 12 Proc., bei den im Februar gehauenen 20 Proc., bei den im März gefällten 38. Proc., geringer, als bei den im December geschlagenen. Auch anderweitige Versuche ergaben das für die Praxis höchst wichtige Resultat, daß Bauhölzer stets im Dezember gefällt werden sollen.

Das Pferd und die landwirthschaftliche Pferdezucht.

„Das Wahre fördert; aus dem Irrthum entwickelt sich nichts, er verwickelt uns nur.“

Göthe.

1. Mag das Rindvieh die nützlichste Eroberung sein, die der Mensch aus dem Thierreiche gemacht hat, so ist dagegen die Zähmung des wilden, muthigen, stolzen, schöngestalteten Pferdes die edelste. Keinen willigeren, keinen treueren Diener, als das Pferd, kann der Mensch haben; mag er nun seine Dienste bei schweren, gefährlichen Berufsverrichtungen, oder bei seinen Capricen oder Erzeiterungen gebrauchen.

2. Das Pferd hat jede Eigenschaft, die uns sein Aeußeres verspricht: Kraft, Schnelligkeit, Muth, Feuer. Im Uebrigen ist es ein intelligentes Thier und liebt die Gesellschaft der Menschen weiß auch bald diejenigen Personen, welche ihm böses oder gutes gethan haben oder thun, von anderen zu unterscheiden; es besitzt ein sehr gutes Gedächtniß. Sein Charakter ist durchaus gutartig, ohne alle Tücke, und nur eine schlechte Erziehung, oder eine unkluge oder grausame Behandlung tragen die Schuld, wenn man ihn anders findet. Seine Neigungen kommen beinahe ganz von seiner Erziehung her und diese Erziehung setzt Sorgfalt und Mühe voraus, wie sie der Mensch für kein anderes Thier aufwendet.

3. Von Natur aus ist das Pferd so geartet, daß es sich keiner vernünftigen Anforderung widersetzt, wenn dieselbe ihm derartig gestellt wird, daß es sie begreifen kann; und so kann ein verständiger, kaltblütiger Mensch dieses starke Thier lenken, wie er will, ja es läßt sich sogar so lange hin und herziehen und treiben bis es vor Müdigkeit hinsinkt auch wohl todt zusammenstürzt. Diese Eigenschaft liegt so sehr in seinem Wesen, daß sie selbst bei einem durch übele Behandlung

verdorbenen Thiere die Oberhand behält. Auch hat das Pferd, trotz seiner Klugheit, nur in so weit ein Bewußtsein seiner Kraft, als es dieselbe aus Erfahrung kennt. Wäre dieß anders, würde sich dies starke Thier gewiß nicht durch einige Riemen, Stricke zc., die es mit dem Gewicht seines Körpers und mit seiner Kraft so leicht zerreißen könnte, wie weiland Simson die Stricke zerriß, womit ihn seine getreue Delia gebunden hatte, zwingen und aufhalten lassen. Täuschte sich das Pferd nicht so leicht, möchte es keinen bedeutenden Werth für uns haben.

4. Die Hauptwaffen des Pferdes sind die Hinterfüße; es hat hierin eine große Kraft, und weiß diese mit bewunderungswürdiger Sicherheit zum Verderben oder zur Bestrafung seiner Feinde und Quälgeister zu gebrauchen. Auch mit den Vorderfüßen und mit dem Maule verteidigt es sich sowohl, als es sich damit ebenfalls für Beleidigungen und Zerereien rächt.

5. Das Pferd ist von allen Thieren dasjenige, welches mit großem Wuchs, in den einzelnen Körpertheilen die richtigsten Verhältnisse und die meiste Eleganz verbindet; denn bei einer Vergleichung mit den unmittelbar über oder unter ihm stehenden Thieren wird man sehen: daß der Esel schlecht gebaut ist, der Löwe einen zu dicken Kopf, der Ochse für die Dicke seines Körpers zu dünne und kurze Beine hat, das Kameel mißgestaltet ist, und daß die größten Thiere, das Rhinoceros und der Elephant so zu sagen, nur unförmliche Massen sind. Die große Verlängerung der Rinnbacken ist der Hauptunterschied zwischen dem Kopf der Vierfüßler und dem des Menschen; es ist dies auch der unedelste Charakter von allen; obgleich indeß die Rinnbacken des Pferdes sehr in die Länge gezogen sind, so hat es doch nicht wie der Esel eine Miene von Blödsinn, oder von Dummheit wie der Ochse, die Regelmäßigkeit der Verhältnisse seines Kopfes gibt ihm im Gegentheil ein Ansehn von Leichtigkeit, welches durch die Schönheit seines Halses noch viel gehoben wird. Das Pferd scheint sich durch Emporhaltung seines Kopfes über seinen Stand als Vierfüßler erheben zu wollen; in dieser edlen Haltung sieht es dem Menschen gerade ins Gesicht; seine Augen sind lebendig und geöffnet, seine Ohren wohlgeformt und von richtiger Größe ohne kurz zu sein, wie die des Ochsen, oder zu lang, wie die des Esels; seine Mähne steht seinem Kopf recht gut, ziert seinen Hals und gibt ihm ein Ansehn der Kraft und des Stolzes; sein herabhängender und buschiger Schweif bedeckt und endigt auf vortheilhafte Weise die Extremitäten seines Körpers; sehr verschieden von dem kurzen Schweif des Hirsches, des Elephanten u. s. w. dem nackten Schwanz des Esels, des Kameels u. s. w. besteht der Schwanz des Pferdes aus dicken und langen Haaren, welche aus dem Kreuz hervorzukommen scheinen. Es kann seinen Schweif zwar nicht aufwärts stellen, wie der Löwe, allein er steht ihm, obgleich herabhängend, besser und da es ihn nach den Seiten hin frei bewegen kann, so bedient es sich desselben mit Nutzen zur Verjagung der es belästigenden Fliegen; zwar ist seine Haut sehr fest und überall mit dichtem und gebrängtem Haar besetzt, darum aber doch sehr empfindlich.

6. Nach der Bewegung der Ohren läßt sich der augenblickliche Gemüthszustand zc. des Pferdes mehr oder weniger beurtheilen, z. B. im Zorne hält es abwechselnd das eine Ohr vor, das andere rückwärts; zieht es beide Ohren zusammen, legt sie zurück, so deutet es an, daß es den sich Nähernden nicht dulden will; ein krankes oder sehr ermüdetes Pferd läßt die Ohren hängen, und alle halten dieselben nach der Seite hin, von welcher irgend ein Laut zu ihnen gelangt; am auffallendsten ist dieß bei Pferden, die schlechte Augen haben oder blind sind.

7. Das Wiehern der Pferde ist auf fünferlei Weise verschieden, je nachdem es sich auf Freude, Liebe oder Anhänglichkeit, Zorn, Furcht oder Schmerz bezieht. Uebrigens will man die Bemertung gemacht haben, daß die Pferde, welche am häufigsten besonders aus Freude und Verlangen wiehern, die gutartigsten und besten sind. Ist das Pferd von Liebe, Verlangen, Appetit

erfüllt, so zeigt es die Zähne und scheint zu lachen; es zeigt sie jedoch auch im Zorn und bei einigen Krankheiten oft.

8. Das Pferd schläft viel weniger, als die meisten andern Thiere, es bleibt — wenn gesund — selten über drei Stunden liegen; es steht dann auf um zu fressen und legt sich nur zum zweitenmal nieder, wenn es sehr ermüdet gewesen. Alte steife Pferde legen sich seltener nieder; da die Pferde die besondere Eigenschaft haben, sich auch stehend gehörig ausruhen zu können.

9. Die Natur hat diese Thierart mit ihrer Nahrung ganz allein auf das Pflanzenreich angewiesen, und dieselbe besteht, wenn sie sich im Stande der Freiheit befindet, in allerhand Gräsern und Kräutern, in dem Laube, den jungen Sprossen und in den Rinden verschiedenartiger Holzarten. — Sonderbar ist es, das die kleinen isländischen Pferde im Nothfalle, getrocknete Fische fressen, und dabei am Leben bleiben. — Von vierhundertvierundsebenzig verschiedenartigen Gräsern und Kräutern, die der große Naturforscher Linne in Schweden Pferden vorlegte, fraßen sie zweihundert und zwölf.

Die Lebensdauer der Pferde, steht wie bei allen anderen Säugethieren, mit der Zeitdauer im Verhältniß, die nöthig ist, zur Beendigung ihres natürlichen Wachstums; indem es sich herausgestellt hat, daß ein solches Thier siebenmal so alt werden kann, als es Zeit nöthig hat, auszuwachsen. Nun vollendet kein Pferd seine ganze Körperbildung vor dem fünften Jahre obwohl viele schon mit dem vierten, und manche sogar mit dem dritten Jahre ihre volle Höhe erreichen; gewisse Racen können erst mit dem siebenten Jahre als völlig ausgebildet angesehen werden. Diese Verschiedenheit beruht auf dem natürlichen Unterschiede der mancherlei Racen, Schläge und Bastarde, und auch in der Verschiedenheit des Klimas. Im Allgemeinen stehen die frühreifen Pferde den spätreifen in der Güte der Konstitution in Kraft und Ausdauer nach. Es gibt Mittel das Wachstum zu beschleunigen: Trainiren und eine andere Kunst, die betrügerische Pferdehändler anwenden. Doch wirken dieselben immer schädlich auf den Körper ein, machen denselben bald kraftlos und hinfällig.

11. Das ursprüngliche Heimathsland des Pferdegeschlechtes läßt sich natürlich eben so wenig mit völliger Bestimmtheit angeben, als das des Menschengeschlechtes; doch ist es, nach den Forschungen gelehrter Männer, sehr wahrscheinlich, daß es die mittlere Strecke Hochasiens ist. Wann das Pferd zuerst gezähmt wurde und durch welches Volk, läßt sich nicht angeben; nur so viel zeigt uns die Geschichte, daß die ältesten, uns mehr oder weniger bekannten Völker schon gezähmte Pferde hatten. Ob noch Pferde vorhanden, die dem Urstamm ganz analog sind, wissen wir ebenfalls nicht. Die s. g. wilden Pferde in den Steppen der Tartarei, in Amerika u. s. w. stammen von zahmen, nach und nach verwilderten ab.

12. Man unterscheidet bei den Pferden gewöhnlich einfache oder gemischte Temperamente; als einfache nimmt man an:

- a) Das sanguinische. Dieses verräth sich durch eine auffallende Reizbarkeit, durch leichte, meistens auch geschmeidige und verhältnißmäßig kräftige Bewegungen, desgleichen durch Munterkeit, guten Willen, Gelehrigkeit und leichte Angewöhnung an andere Pferde, wie auch an den Menschen. Thiere von diesem Temperament sind gewöhnlich ausgezeichnet, und zu allen Zwecken zu gebrauchen.
- b) Das choleriche Temperament. Es äußert sich durch eine ungewöhnlich große Reizbarkeit, durch Eigensinn, der leicht zur Widersehligkeit ausartet. In den Händen von vernünftigen Leuten, die mit Pferden umzugehen verstehen, können solche Thiere einen großen Werth haben, in den Händen von solchen aber, die kein Pferd zu behandeln verstehen, sind sie bald verdorben.
- c) Das phlegmatische Temperament. Dieß ist wenig empfindlich, träge, ohne Ausdauer in der Arbeit. Pferde dieser Art können höchstens mittelmäßig sein.

d) Das melancholische Temperament verräth sich durch eine auffallende Stumpfheit der Sinne, Feigheit; Furchtsamkeit und Mißtrauen, und verlangt daher eine geduldige Behandlung. Wir glauben, daß dieses Temperament den Pferden eigentlich nicht angehöret, nicht natürlich ist.

Gemischte Temperamente heißen diejenigen, wo die vorhandenen Zeichen nicht einem Temperamente allein angehören. Sie sind schwer zu bestimmen, aber häufig anzutreffen.

Wer sich für eine rationelle Behandlung der Pferde interessirt, muß nothwendig ihr Temperament kennen; sonst ist eine solche nicht möglich.

13. Ein gesundes Pferd von gutem Character hebt, wenn man sich ihm nähert, den Kopf, sieht sich neugierig und freundlich um, und hört oder sieht es andere Pferde, so viehert es ihnen entgegen. Ein mißtrauisches zeigt hingegen seine läßliche Stimmung durch einen starren, bösen Blick, durch gespitzte Ohren, erweiterte Naelöcher, und im höhern Grade durch Schnauben, Zurücklegen der Ohren, Vor- und Zurückschiefen, Einziehen des Schweifes, Hauen, Schlagen, Beißen zc. Uebrigens steht fest, daß auch die frömmsten Pferde durch fortgesetzte verkehrte Behandlung, und noch mehr durch Mißhandlung und unkonsequentes Benehmen, mißtrauisch und widerspenstig werden; so wie auch jedes, nicht gehörig an Menschen gewöhnte Pferd, sich ängstlich zeigt, und sich deswegen stets widersetzt, bis es durch den Umgang vertraulich gemacht, zu begreifen anfängt, was es eigentlich leisten soll. Kein Volk versteht die Behandlung der Pferde so gut, als die Araber, und deswegen ist eine Characterumwandlung des Pferdes bei ihnen auch sehr selten; der Araber betrachtet aber auch das Pferd als den Stolz seines Lebens, und behandelt es so mild und liebevoll, wie ein ordentlicher Familienvater seine Kinder behandelt; er fängt dabei seine Erziehung gleich nach der Geburt des Füllens (nicht Follens) an. Nirgends findet man eine solche Liebe und Anhänglichkeit des Pferdes an seinen Herrn, wie in Arabien; hier kann man erst recht sehen, welches edele Thier ein Pferd sein kann.

(Fortsetzung folgt.)

Das Einsahren — Einscheuern der Früchte.

(B. R.) Bei keiner ökonomischen Arbeit ist eine größere Vorsicht nöthig, als bei dieser, indem eine hierbei begangene Nachlässigkeit leicht alle vorherige Mühe und Kosten vergeblich machen kann. Werden die Getreidearten z. B. naß eingefahren, erhitzen sie sich so stark, daß sie verderben, daß das verdorbene Stroh ein pestilenzialisches Futter für das Vieh und das Korn selbst viel schlechter wird, wenn es nicht sogar allen Werth verliert. Manche Scheune ist schon sammt den Vorräthen dadurch verbrannt, daß die feucht eingebrachten Früchte sich erhitzen, bis sie in Flammen geriethen und mancher Brand, bei welchem man vergeblich nach der Ursache forschete, mag auf diese Art entstanden sein.

Bei schlechtem oder sehr veränderlichem Wetter, ist der Landwirth so leicht geneigt, sein Getreide, sein Heu u. s. w. einzuführen, wenn es nur eben angetrocknet ist, und er tröstet sich gewöhnlich damit: es werde schon nachtrocknen. Das ist ganz verkehrt; — feucht eingebrachtes Getreide und noch mehr Heu wird nicht trocken, es verdirbt unter allen Umständen. — Im Freien ist immer noch Hoffnung da, daß ein paar trockene Tage den Früchten die gehörige Trockene geben, — sie brauchbar bleiben, aber feucht eingefahren, sind sie jedenfalls verloren, um so mehr noch, als sie gewöhnlich auf dem Felde schon den ersten Anfaß zum Verderben bekamen — einen Anfaß, der in seinem Fortschreiten nur durch eine trockene Witterung gehemmt werden kann.

Bei nassem, ungünstigem Erdbiewetter hilft die Ungebuld nichts; wohl aber hilft es, wenn man jede günstige Pause

benützt, das Getreide wieder aufbindet und das Heu oft umsezt und durcharbeitet. Wenn man glaubt, verdorbenes Heu oder Stroh durch Ausstäuben, oder durch einen Salzzusatz in ein gesundes Futter verwandeln zu können, so ist man sehr im Irthum; einmal verdorbenes Futter ist und bleibt ungesund für das Vieh, legt den Grund zu den gefährlichsten Krankheiten, mag man es noch so sehr reinigen und noch so viel Salz zusetzen.

Zur Prüfung der besten Mähezeit für Dörrfutter.

Drei Milchkühe von gleicher Race, gleichem Alter und gleicher Milchergiebigkeit bekamen vier Wochen lang als Hauptfutter immer zu gleicher Zeit und in gleich großen Rationen Heu und wurden auch in allem Uebrigen ganz gleich gehalten. Das Heu der ersten war von nicht geblüht habendem, das der zweiten von vollgeblüht habendem und das der dritten von vollkommen abgeblüht habendem Grünfutter bereitet worden. Die tägliche Ration betrug per Kuh 15 Pfund. Die erste und dritte Kuh nahmen während der Versuchszeit an Milchtrag dertart ab, daß sich der Ausfall während vier Wochen bei der ersten auf 1 Thlr. 12 Sgr. und bei der dritten auf 1 Thlr. 25 Sgr. berechnete. Der Milchtrag der zweiten Kuh aber steigerte sich während dieser Zeit um 1 Thlr. 18 Sgr. — Dieser Versuch ist öfters gemacht worden und hat immer ähnliche Resultate gehabt. Es stimmt dieß auch mit der wissenschaftlichen Forschung überein; denn die chemischen Untersuchungen des nichtblühenden, sowie des vollkommen abgeblüht habenden Grünfutters haben in den Stengeln immer einen geringeren Nahrungswerth nachgewiesen, als von solchem Grünfutter, das in voller Blüthe stand.

Vorzüge des Pflügens der Felder und des Umgrabens des Gartenlandes im Herbst.

Es kann nicht oft genug auf die Vortheile des Umgrabens und Pflügens der Erde im Herbst aufmerksam gemacht werden, und insbesondere des Balkenpflügens sofort nach der Erndte.

Hier soll diesmal nur einzig die Vertilgung der Brutten und Larven des Ungeziffers durch dieses Umgraben im Herbst erwähnt werden. Wir würden im Frühjahr und den Sommer durch bei Weitem nicht so sehr von dem unabsehbaren Heere verschiedener fliegender und kriechender Feinde geplagt werden, wenn wir auf ihre Vertilgung durch das Umgraben des Landes im Herbst bedacht, wodurch die in die Erde gelegten Eier etc. in die Höhe gebracht und der Zerstörung ausgesetzt werden. Es muß aber zur Erreichung dieses Zweckes das Umgraben mit Bedacht und so geschehen, daß der Umgrabende sich bei diesem Geschäfte zur aufmerksamsten Sorge mache, vorzüglich die Maikäferlarven oder die sogenannten Engerlinge rein aufzulesen und sie entweder zu tödten, oder den Hühnern und Enten zu fressen zu geben. Auf diese Art kann man für den nächsten Sommer die Larven von den Küchengewächsen und die Maikäfer von den Bäumen, Sträuchern und andern Staupengewächsen sehr vermindern; ja ihre gänzliche Ausrottung wäre möglich, wenn auch die Nachbarn in ihren Gärten gleiche Sorgfalt auf ihre Vertilgung verwendeten. Uebrigens, auch abgesehen von dieser Vertilgung des Ungeziffers, hat das Umgraben im Herbst auch sehr wohlthätige Folgen auf künftige Fruchtbarkeit des Bodens. Denn Winterfrost und Schnee machen den Boden mild und locker, die atmosphärische Luft hat leichtern Zutritt zur Befruchtung der Erde mit öligen und kohlstoffhaltigen Theilen; vieler Unkrautsame geht auf der Oberfläche des Bodens zu Grunde, und das Erdreich ist für das nächste Frühjahr gleichsam schon zubereitet, und mit der Winterfeuchtigkeit wohlthätig

angefüllt; kurz: fruchtbarer gemacht. Daß das Land im Herbst so viel, als möglich großflüg umgegraben werden soll, leuchtet von selbst ein, weil alle aufgezählten Einflüsse auf solche Art leichter eindringen können, weshalb auch das umgegrabene Land im Herbst nicht geharkt oder eingerechet werden darf.

Die Behandlung der Stachelbeer- und Johannisbeersträucher.

Will man süße, wohlschmeckende und große Beeren erzielen, so dürfen die Stachelbeersträucher nicht so vernachlässigt werden, wie es leider in so vielen Privatgärten geschieht. Die besten Sorten kommen, wenn man sie sich selbst überläßt, binnen wenigen Jahren in der Qualität der Frucht so herunter, daß man sie nicht wieder erkennt. Vor allen Dingen muß man auf die von Alters hergebrachten Wünsche verzichten. Zur Erzeugung großer und wohlschmeckender Beeren sind Luft, Licht und Feuchtigkeit das Haupterforderniß; dasselbe wird am reichlichsten in der Stammform dargeboten. Um dieselbe zu bilden, nehme man alle Wurzelschößlinge weg und an demjenigen Triebe, aus dem man den Stamm bilden will, auch die Seitentriebe, nachdem er die gewünschte Höhe von etwa 1 bis 2 Fuß erreicht hat. Aus den der Spitze zunächst stehenden Zweigen bildet man die Krone. Letztere muß man licht halten, damit Luft und Feuchtigkeit freien Zutritt zu allen Zweigen haben. Je älter die Krone wird, desto mehr muß man auf die Entfernung alles alten, fahlen und zu dicht stehenden Holzes halten, sowie aller Stamm- und Wurzeltriebe. Dieselbe Behandlung muß auch dem Johannisbeerstrauche gewidmet werden. Für den einen aber wie für den andern ist es von Wichtigkeit, daß der Boden von allem Unkraut rein gehalten und in jedem Jahre durch etwas Dünger gekräfftigt werde. Die Raupe des Stachelbeerspinners vertilgt man dadurch, daß man Morgens, wenn der Thau noch auf den Blättern liegt, pulverisirte Mieswurz überstreut. Gegen die Blattlaus hilft das Aufstreuen von Tabakstaub, Tabakasche, Kalkpulver, grüne Seifenlösung u. s. w.

Neue Blumentöpfe.

Ein Herr Tröccön in Frankreich benützt statt der gewöhnlichen Blumentöpfe für seine Topfpflanzen Gefäße von Metallgeflecht oder auch von Blech (am besten Zinblech), welches nach Art eines Durchschlages allseitig durchlöchert ist. Sobald die Pflanzen in freier Luft ausbauern können, werden sie sammt dem Gefäß ins freie Land versetzt und genießen so alle Vortheile des sie umgebenden Bodens. Bei Annäherung des Winters nimmt man die Pflanzen mit den Gefäßen wieder heraus und setzt sie, wie sie sind, in einen gewöhnlichen Topf, der natürlich einen verhältnißmäßig größeren Umfang haben muß, als das innere Gefäß. Der Zwischenraum zwischen den beiden Gefäßwänden wird sodann mit guter Erde ausgefüllt, die man in der Folge, ohne die Wurzel der Pflanze zu stören, mit Leichtigkeit entfernen und durch neue ersetzen kann.

Schnecken zu fangen.

Ein englischer Gärtner theilt folgendes mit: Ich hatte übermäßig von den Schnecken zu leiden, habe aber jetzt ein gutes Mittel wider sie gefunden. Wenn man nämlich da, wo sie sich häufig finden, am besten nach einem Regen, ein wenig Hafermehl ein oder zwei Stunden vor Sonnenuntergang ausstreut, so wird man, wenn man später am Abend nachsieht, eine große Menge von Schnecken bei dem Mehl versammelt finden. Ich machte in einer Nacht einen Versuch bei einem Erbbeerbeet und glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß ich in einer halben Stunde 500 gefangen habe; auf dem Raum von wenig Zollen, fehrte ich immer 30—50 Stück zusammen.

Aehrenlese.

Der Bürgermeister von London.

(Fortsetzung und Schluß.)

Viele Londoner Lordmayors haben sich aus dürftigen Verhältnissen emporgearbeitet und mehre sind Stammväter sehr nobler englischer Peersfamilien geworden, wie denn der englische Adel eine beträchtliche Anzahl von Mitgliedern mit sehr jungen adeligen Stammbäumen zählt, womit beiläufig kein Tadel ausgesprochen sein soll. So stammen z. B. die Capel, die Corwallis, die Thynne und die Poulteney, die Dartmouth und die Caven von Londoner Bürgermeistern ab. Und dabei sah die Straße, von der mehre von diesen wieder stammten, früher weit weniger sauber aus. Der Lordmayor war in den Tagen der Königin Anna und noch geraume Zeit nachher, bei seinem feierlichen Aufzuge durch die City von dem wildesten Pöbel begleitet, den man sich vorstellen kann. Kein vorsichtiger Cavalier hätte es an solchen Tagen gewagt, sich in einem neuen Staatskleide in Cheapside sehen zu lassen, wenn die Zeit der Procession nahe war; denn er hätte es in Fetzen heimgebracht. Mit Geheul und Gebrüll wälzte sich der Mob neben und hinter dem damals noch beritten einherziehenden Lordmayor und seinem Gefolge von Aldermen durch die Straßen. Die Damen, die auf den Altanen der Procession zuschauten, wurden von dem Gesindel mit Roth und faulen Eiern beworfen, wofür man von den Fenstern aus Ochsenhörnern schmutziges Wasser über die Vorüberraubenden herabgoß.

Vom Jahre 1642, dem „Jahre der Trommeln, Trompeten, Picken und Musketen“, bis 1656 gab es keine Lordmayors-Procession. Die Welt war zu ernst und düster für diesen eiteln Tand geworden. Die Bürgermeister wurden ohne Prunk und Lärm installiert und das Gastmahl, welches die Ceremonie schloß, war zwar beibehalten, sein Charakter aber völlig verändert. Man konnte sein Programm kurz als „zwei lange Predigten und ein mit Gebet gewürztes Mittagessen“ bezeichnen.

Später wurde die Sache wieder lustiger und das „Lordmayorsdiner“ wurde sprichwörtlich durch die Fülle und die ausgesuchte Feinheit seiner Speisen und Getränke. Häufig beehrte es exilirte Fürsten mit ihrer Gegenwart; einige Male waren auch englische Könige dabei Gäste. So z. B. Karl II., der bevor er sich zu Tisch setzte, als Ehrenmitglied in die Gilde der Gewürzhändler aufgenommen und als er sich vom Essen erhob, von dem etwas angestochenen Bürgermeister zum Entsetzen der Hoffschranzen gemüthlich aufgefordert wurde, lieber zu bleiben und noch eins zu trinken.

Das Lordmayorsessen von 1663 hätte beinahe einen Krieg zwischen England und Frankreich zur Folge gehabt. Der französische Gesandte de Comminges erschien erst nach Beginn der Tafel. Mergelich darüber, hielt er in seiner Eitelkeit einige spöttische Reden und ging, da Niemand sich um ihn kümmerte, seines Weges. Er machte nun so viel Lärm und drohte so laut, die Sache seinem erhabenen Herrn zu schreiben, daß die Corporation ängstlich wurde und einfältig genug war, dem aufgeblasenen Franzosen in feierlicher Procession einen Besuch zu machen und sich zu entschuldigen. Dies machte denselben nur noch hochmüthiger, aber das nächstemal hatte man doch nicht auf ihn zu warten.

Unter der Königin Anna hörte der Gebrauch, daß der Lordmayor bei seinem Aufzuge zu Pferde erschien, auf und er legte von jetzt an seinen Weg theils zu Wagen theils in einer Prachtbarke zurück. Unter Georg III. kam die Sitte des Aufzuges ganz ab — aus Ehrfurcht vor den Eingeweiden des verstorbenen Königs, die an diesem Tage (10. Nov.) gerade von Kensington nach Westminster gebracht wurden, ließ man den Bürgermeister in der Stille seinen Eid leisten, worauf er ebenfalls in der Stille sein Essen zu sich nahm. Ein sehr lustiges Lordmayors-Essen dagegen war das, bei welchem Georg III. und Charlotte, beide in den besten Jahren ihrer Jugend und

im ersten ihrer Regierung, sich beteiligten. Sie hatten sich zuerst den Spektakel des Aufzuges mit angesehen und im Hause des reichen Quäkers Verblah eine Masse hübsche junge Quäkerrinnen getroffen, die von dem König und seinen Brüdern ohne Ausnahme Küsse bekamen. Auch beim Essen ging es sehr heiter zu. Der König und seine Gemahlin dinirten an einem besondern Tisch wo ihnen sieben Aldermen mit Tellerwechseln aufwarteten. Während die Musik ein Stück aus dem „Judah Maccabäus“ spielte, trank der König auf das Wohl seiner guten Stadt London, worauf der Lordmayor aus dem Hintergrund der Speisehalle ein Hoch auf den König ausbrachte und die Musik Händels „God save the King“ erschallen ließ. Dann gab es einen großen Ball, bei dem der stets vergnügte Herzog von York in der Menüet die Lady Mayoresz zur Partnerin hatte. Die königliche Familie begab sich erst um ein Uhr Morgens auf den Heimweg und da zeigte sich, daß auch der prächtige Oberhofkutscher beim Gelage nicht vergessen worden war. Er fuhr mit dem Wagen so gewaltig gegen den Thorweg von St. James, daß alle Fenster und Laternen des Wagens zersplitterten. Trunkenheit galt in diesen Zeiten als kein großer Fehler und so dürfen wir hoffen, daß unser Freund seinen Posten auf dem königlichen Kutscherböck behalten hat. Selbst in der Guildhall wurden die Herren Gäste noch im letzten Viertel des letzten Jahrhunderts bisweilen sehr lebhaft. Bei Brasse Crossbills Lordmayors-Gastmahl, im Jahre 1770, gab es allerlei gute Dinge, aber trotzdem geschah es, daß zuletzt ein Haufe junger Herren erhitzt von zu eifrigem Studium der Flasche, alle Gläser und Karaffen zerschlug, die in ihrem Bereich waren.

Das letzte Lordmayorsdiner des letzten Jahrhunderts war in gewisser Beziehung ein sehr charakteristisches. Man weiß, daß die Pfeife und Cigarre in den höheren Kreisen der englischen Gesellschaft selbst jetzt noch nicht das Bürgerrecht erlangt hat. Noch weniger war dies damals der Fall. Aber obwohl der Bürgermeister Londons mit seinem Grafentitel zu dieser Gesellschaft gehört, geschah damals das Unglaubliche, daß in der Guildhall geraucht wurde und zwar gerade von dieser Respektperson, ja nicht blos von dem einen, sondern von beiden Lordmayors, dem abgehenden und dem neuwählten. Feinden des lästerlichen Rauchens aber wird es zur Genugthuung gereichen, zu hören, daß dies auch das einzige Mahl war, bei dem die Guildhall durch solch ein Rauch- und Brandopfer entweiht wurde und daß sich sofort Spötter fanden, welche den Moment, indem die beiden Könige der City ihre Thonpfeifen an demselben Lichte entzündeten, mit der Stelle in der Ballade verglichen, wo die beiden Könige von Bentford an demselben Blumenstrauß riechen.

Auf die Lordmayors-Essen der letzten sechzig Jahre einzugehen ist uns nicht möglich. Es genüge, daß sie sehr reichlich ausgestattete Triumphe der britischen Kochkunst waren und daß bei ihnen viele welterschütternde Reden gehalten wurden, die jetzt vergessen sind. Einige meinen, daß sie ihren Culminationspunkt erreichten, als nach dem Befreiungskrieg gegen Napoleon die verbündeten Souveräne in der City zu speisen sich herbeiließen. Andere meinen wieder, daß sie die höchste Höhe des Erreichbaren erstiegen, als der Prinz of Wales seinen ersten Besuch in der Guildhall abstattete, wobei der Londoner Pöbel so toll wurde, daß er dem Prinzen die Pferde ausspannte und sich statt deren an die Deichsel schirrte — eine Auszeichnung, die bei uns gewöhnlich nur hübschen Sängerinnen und Tänzerinnen zu Theil wird.

Die Gipfel ihrer Pracht und ihrer Würde erreichten die Festmahle der Guildhall zu einer andern Zeit, nämlich im Jahre 1801. Damals war der zu ehrende Gast zwar kein gekröntes Haupt, aber ein Mann, den der patriotische Engländer weit über alle Könige ehrt. Es war ein bleiches, schwächliches, kleines Männlein mit einem blauen Schwalbenschwanzfrack von solchen Dimensionen, daß der Mann nur wie ein Anhängsel des Fracks ausah. Als der kleine Herr in dem großen Frack in seiner Mietzkutsche durch die Straßen der City fuhr, begrüßte ihn ein Donner des Willkommens aus tausend britischen Herzen. Ruhig

lächelnd passirte er vorüber, mit Angst gedachte er des einzigen Dinges im Leben, das ihn je mit Furcht erfüllt: der Verpflichtung eine öffentliche Rede zu halten. Unter einer eigens für ihn erbauten Ehrenpforte in der Guildhall wurde dieser kleine blasse Mann zum Ehrenbürger der Altstadt Londons gemacht und als dann sein Wohl getrunken wurde, brach abermals der Freudenbonner los, daß das Tafelwerk von der Decke des Saales schütterte. Der Name, der Gegenstand war, war ein Name, gemacht die Herzen zu bewegen in verschiedener Weise, die Herzen der Feinde Englands zum Erbeben, die Herzen in England zu stolzem Aufwallen, denn der Name des kleinen, blaffen, gebrechlichen Mannes war — Nelson.

Allerlei für Werkstatt, Feld und Haus.

(Mittel gegen die Beschädigung junger Obstbäume durch Hasen.) Man nehme Ochsenblut und Ochsenalle, gebe 1 oder 2 Loth Kampfer und den Abfuß von 4 bis 8 fr. Mandtatab, rühre alles gut durcheinander und bestreiche die Stämme so hoch, als der Hasen reichen kann. Da in schneereichen Wintern der Schaden, den die Hasen durch Abnagen der Rinde den jungen Obstbäumen zufügen, sehr bedeutend ist, so dürfte dieses Mittel dem damit noch unbekannteren Obstfreunde willkommen sein.

(Mitt für die Spaltsporfung.) Man lasse Harz in einem irdenen Gefäße schmelzen und vermenge es dann recht zu gleichen Theilen mit Wallfischtran. Diese Mischung trägt man mit einem Pinsel auf den Schnitt- und Spalt des Wildlings auf. Dieß geht viel geschwinder, als das Einwickeln in einen Lappen mit Lehmerte und verdient daher, besonders wenn man viel Wildlinge zu pflanzeln hat, den Vorzug.

Effecten- und Wechselcourse.

Benennung der Effecten	Samstag 21 Montag 23 Dienstag 24 Mittw. 25 Donner- tag 26 Freitag 27							Benennung der Effecten	Ein- gezahlt	Dienst- 24
	Wienener Börsebericht vom 21. bis 27. Juli 1866.									
5% Metalliques	57.60	59.90	59.25	60.—	60.85	60.10		Pester Commercialbank	700	710
5% National-Anlehen	61.80	62.80	63.50	65.25	65.35	65.—		" Spartafsa	1000	—
Banfactien	681.—	697.—	695.—	693.—	692.—	694.—		Ofner "	405	408
Creditactien	140.40	142.40	141.70	141.90	141.50	143.90		Pester Walzmühle	970	—
Staats-Anlehen 60er	78.80	75.25	74.90	74.80	74.50	75.—		Pannonia Dampfmühle	1365	1380
Siebenb. Grundentlast.-Obligat.	55.—	55.—	56.—	—	—	—		1. Ofner "	582	—
Silber	127.50	125.—	125.50	126.50	126.—	126.—		Ungar. Affecuranz	455	460
London	130.25	127.—	127.25	128.—	128.—	127.50		Pannon. Rückversicherung	—	220
Dufaten	6.26	6.10	6.10	6.15	6.12	6.12		5 1/2% ung. Pfandbriefe	—	—

Hermannstadt, am 27. Juli. Die Zufuhr mit Cerealien blieb auch in dieser Woche sehr mittelmäßig; heute wurde der schöne **Weizen** mit 6 fl., gute **Mittelwaare** mit 5 fl. 60 fr. gezahlt. — **Halb- und Brodfrüchte** gingen je nach Qualität von 4 fl. 80 fr. bis 5 fl. 20 fr. vom Plaze. — **Korn** wird wieder gut gesucht und varirt von 3 fl. 60 fr. bis 4 fl. — **Hafer** im Durchschnitt 2 fl. — **Kukuruz** hat in Folge der schwachen Zufuhr wieder stark angezogen, 5 fl. 60 fr. bis 6 fl. — Der seit einigen Tagen eingetretene Regen war sehr willkommen, und wird den Kukuruz, so wie auch das Gemüse wieder beleben, — auch für den Grummet ist die Hoffnung nicht ganz aufgegeben. **Erdäpfel** sind theuer 70 bis 80 fr. das Viertel.

Rindfleischpreise für den Monat August 1866 unverändert. r.—) **Mediasch**, 26. Juli. Nach vollendetem Schritte ist heute der erste Markt, welcher ziemlich besahren ist, aber in Folge der theuren Preise einen lauen Absatz hat. Die Preise für die neuen Fruchtgattungen sind etwas hoch, darum kann ein rascher Absatz nicht Platz greifen. Der Schwerpunkt des Handels lag heute in Weizen und Spelt. Die Preise sind: schönster **Weizen** 5 fl. 60 fr., milderer Qualität 5 fl.; **Halbfrucht** (je nach der Mischung des Weizens mit Roggen) 4 fl. bis 4 fl. 80 fr.; **Roggen** 3 fl. 20 fr.; **Spelt** 1 fl. 44 fr.; **Hafer** 2 fl.; **Mais** (sehr wenig Vorrath) 5 fl.

60 fr.; **Fisolen** 4 fl. 80 fr. per Siebenbürger Kübel. Der **Weinhandel** ist auch in dieser verfloßenen Woche schwach gewesen, man kann auf den Tag kaum durchschnittlich etwa 50 Eimer rechnen.

Witterung: regnerisch und stark kühl, für Weintrauben und Kukuruz gar nicht geeignet.

Kronstadt, 20. Juli. Die Cerealienpreise sind folgende: **Weizen** 5 fl. 50 fr. bis 6 fl. 72 fr.; **Halbfrucht** 5 fl.; **Roggen** 3 fl. 78 fr. bis 3 fl. 96 fr.; **Gerste** 3 fl. bis 3 fl. 21 fr.; **Hafer** 1 fl. 47 fr. bis 1 fl. 53 fr.; **Kukuruz** 4 fl. 62 fr. per Siebenbürger Kübel.

Wien, 23. Juli. (**Gettwaaren**.) Die stärkeren Einkäufe für den Bedarf der hiesigen Haushaltungen haben in letzterer Zeit einen größeren Umsatz in Schweinefett und Rindschmalz zur Folge gehabt. Da gleichzeitig eine völlige Hemmung in den Zufuhren, namentlich aus den entfernteren Gegenden eintrat, so stellten die Eigenthümer höhere Forderungen, denen sich die Reflectanten fügen mußten. Hingegen stockt das Geschäft en gros gänzlich, und sind die momentan erzielten höheren Preise, weil örtlichen Verhältnissen entsprechend, nicht maßgebend. Man notirt hier Wiener bestes Schweinefett 36—38 fl., Rindschmalz 46—48 fl. per Centner. Unschlitt geschäftlos, Preise durchgehend nominell, jedoch in der Erwartung eines guten Herbstgeschäftes von Seiten der Eigener fest gehalten.

Insertate.

Farben

(alle Arten)

fertig zum Anstreichen und allerbilligst, centner- und pfundweise, insbesondere die allerdauerhaftesten

Feinöl-Firnissfarben und Wasserglasfarben zum Anstrich für gehobelttes und ungehobelttes Holz, dann Mauerwerk, Stein zc.

Theer- und Lackfarben von fl. 6 1/2 per Centner an;

Präparate gegen Mauerfraß und Mauerfeuchtigkeit.

Del-Cemente und Wasserglaskitt

ungemein haftend (werden so fest, daß selbe am Stahl hängen geben) zc.

Allerfeinste Malerfarben

Qualität gleich den besten englischen und Düsseldorfer garantirt, dabei namhaft billiger als diese, besonders **Krapplacke**, vollkommen eck und glänzender als die schönsten französischen; dann alle **Eisenfarben** in vollkommener Reinheit zc.

Druckfarben

für Seiden-, Woll- und Baumwollstoffe, ungemein leicht anwendbar und schnell trocken zc.

Fußboden-Lacke und derlei Farben

à 70 fr. und 30 fr. per Pfund, von anerkannt bester Qualität.

Tinten & Stempelfarben etc.

Preisblätter und Muster unentgeltlich.

Chem. Producten- & Farbenfabrik von A. Kallian & R. Gummi

Mußdorf, Brunnengasse Nr. 118—119, bei Wien.

Bestellung direct oder in Wien bei Gust. Ullrich, Stahl-, Laubstranggasse Nr. 1 und im Commissionsgeschäfte, Elisabethstraße Nr. 10.